

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 1

Artikel: Der Lebenskünstler
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lebenskünstler

Von Otto Frei.

Er hieß Eusebius Drittenbaß, daran war leider nichts zu ändern. Es half auch wenig, daß er selber an diesem Namen keinerlei Schuld trug. Er schleppte ihn als ein unausschlagbares Vätererbe durchs Leben, und zweifellos war er ihm von seinen Erzeugern in wohlmeinender Absicht in die Wiege gelegt worden: ein Angebinde, das seinen Träger zeitlebens mit dem Fluidum einer gewissen Komik umgab. Wie es ja immer noch Eltern gibt, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihren Sprößlingen Namen von ausgesucht apartem Klang in dieses Leben mitzugeben — als ob auf diese Weise eine Versicherung auf Originalität, auf Lebenserfolg und Bürgerehre einzugehen wäre. Sein Name mochte auch ein Grund dafür gewesen sein, daß Eusebius schon früh angefangen hatte, aus der Reihe seiner Mitmenschen herauszutanzeln, sich abzusondern und sein Glück auf eigene Rechnung und Gefahr zu suchen.

So weit also blieb Eusebius nichts anderes übrig, als sich in das Unabänderliche zu schicken. Im übrigen aber hatte er, wie gesagt, schon früh damit begonnen, die Marionettenschnüre seines Lebens in die eigenen Finger zu nehmen. Als Kleinkind unterschied er sich zwar durch nichts von seinesgleichen. Trockene Windeln, nasse Windeln, das war der Lauf der Welt. Aber schon während des ersten Schuljahres waren die Stunden nicht selten, wo er seiner Lehrerin übergebührllich zu denken gab. Nicht daß der Knabe Eusebius eine besondere Unart an den Tag gelegt hätte, es war vielmehr deshalb, weil er im Gegenteil von einer Gutartigkeit war, die ihn jedem erzieherischen Zugriff entzog. Eusebius war zugegen und doch für die Lehrerin gleichsam gar nicht da. Das Fräulein mit der sanften und liebreichen Seele ahnte nicht, daß da ein kleiner Mensch die ersten Gehversuche in einer Lebenskunst unternahm, die darauf angelegt war, auf dem Wege des geringsten Widerstandes spielend all das zu erreichen, was andere im Auf und Ab eines ungestümen

Draufgängertums sich nur schwer zu erobern vermögen.

Als Eusebius in die Jahre kam, wo es sich für alle Zukunft zu entscheiden gilt, überraschte er seinen Vater mit einem fertigen und festen Plane. Der Vater hatte seinem Jüngsten eine vielversprechende Laufbahn zugebracht; die Mittel für ein langes Studium lagen bereit, und der Sohn, auf den die größten Hoffnungen gesetzt wurden, hätte nur zugreifen müssen. Eusebius aber griff nicht zu, Eusebius sagte nein. Er hatte sich für das Bankfach entschieden und auch gleich eine Lehrstelle ausfindig gemacht. Sicher ist sicher, dachte er; wer zu hoch hinaus will, kommt leicht unterwegs zu Fall. Eusebius hatte also Sinn für Maß, und das mochte freilich an einer gewissen Bequemlichkeit liegen. Gleichviel, es blieb seine eigene Sache, wenn er (bildlich gesprochen) auf den Viertausender verzichtete und sich statt dessen mit einem kleinen Vorlandhügel begnügte, den er zudem möglicherweise noch per Bahn erklimmte. Die Aussicht würde auch von hier aus hübsch und herzbewegend sein.

Eusebius schritt durch die Monate seiner Lehrjahre wie durch einen Engpaß, an dessen Ende die Wege ins Weite sich verzweigen. Er galt als Muster eines allzeit beflissenen Lehrlings, und so war es nicht verwunderlich, daß sein Prinzipal, als Eusebius den Lehrbrief in der Tasche hatte, alle Anstrengungen machte, den tüchtigen, jungen Mann dem Unternehmen zu erhalten. Wieder lehnte Eusebius ab. Er hatte sich entschlossen, zum mindesten während zweier Jahre im französischen und im italienischen Nachbarlande unterzutauken, um dort soviel von Sprache und Lebensart in sich aufzunehmen, als er zu seinem späteren Fortkommen in der Heimat für unerläßlich hielt. Dann aber, nachdem diese beiden Jahre des Schweifens und Schwärmens um waren, kehrte er mit der Genauigkeit einer Uhr an seinen Ausgangsort zurück, und als sein Lehrmeister

nun abermals in ihn drang, ließ er sich nicht länger bitten.

Nun hatte Eusebius „ja“ gesagt, und nun saß er fest. Er spürte, daß sein eigentliches Leben erst jetzt begann, und er nahm sich vor, dieses Leben, mochte es sich über zwanzig oder fünfzig Jahre hin erstrecken, nach seinen Plänen einzurichten. Gewiß, er würde sich mit ganzem Einsatz an die Obliegenheiten seines frei gewählten Berufes machen, schon um des Aufstiegs willen, den er sich nicht schenken durfte; daneben aber wollte er ein Mensch bleiben, frei und frisch, immer auch den Sonnseiten des Lebens zugekehrt. Dabei dachte er etwa an Geselligkeit und Reisen, an Bücher und Bilder, die er in jenen Jahren zu lieben und zu suchen begann, kurzum an alles und jedes, was einem Menschendasein die Würze des Schmachthafnen und den Glanz des Sonntäglichen verleihen konnte.

Eusebius hatte dreißig Lenze hinter sich gebracht und saß als Berufsmann bereits sicher im Sattel, als ihm jenes Erlebnis zustieß, das im Volksmund die große Liebe heißt. Er nannte es die große Versuchung. Sie trat an ihn heran in Gestalt einer Großbauerntochter mit städtischem Gehaben, die neben einer beachtlichen Mitgift ein reiches und quellmunteres Frauengemüt einzubringen versprach. Es war keine geringe Anfechtung für den jungen Mann, dem in den Dingen der Liebe jegliche Erfahrung abging, und eine Zeitlang hatte es den Anschein, als gerate in dem sonst so wohlgeordneten Leben manches wirr durcheinander. Dann aber fing Eusebius an, das scheinbar Unwägbare zu wägen. Er schätzte eine sichere gegen eine ungewisse Zukunft ab, er dachte an den Sperling in der Hand und an die Taube auf dem Dache und fand zuletzt, daß er zweifellos übel beraten wäre, wenn er sich nun entschloße, Hals über Kopf in das Wagnis der Ehe zu springen. Er nahm sich also Zeit, und eines Tages war es so weit, daß er sich hinsetzte, den ersten Liebesbrief seines Lebens zu schreiben. Ach, der Brief fiel kurz und trocken aus, denn es war zugleich der einzige und letzte. „Nein,“ schrieb Eusebius, „ich habe mich nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschlusse durchgerungen, unbeweibt zu bleiben. Dieser Entschluß liegt in der vor-

gezeichneten Linie meines Lebens, das ist nun leider nicht zu ändern.“

Ganz ohne Herzensbeschwer hatte sich dieses Kapitel seine Lebens wohl doch nicht abtun lassen. Es fiel jedenfalls auf, daß Eusebius kurz nach dieser Zeit um einen Urlaub von sechs Monaten nachsuchte, den er denn auch bewilligt bekam. Er nutzte das halbe Jahr auf seine Weise, indem er zu Wasser und zu Land kreuz und quer über den halben Erdball streifte. Denn wer es sich irgend leisten kann, sagte er sich, der soll nicht eher ruhen, als bis er zum mindesten die eine Hälfte des Sterns gesehen und erforscht hat, auf dem wir leben.

Eusebius kehrte als ein Mann mit geweitem Horizont von seiner Weltreise zurück. Trotzdem blieb er nach wie vor der zuverlässige und treue Arbeiter, als den man ihn seit jeher geschätzt hatte. Ja, es war offensichtlich, daß er sich Mühe gab, seinen Eifer zu verdoppeln und seine Leistungen über das geforderte Maß hinaus zu steigern. Gleichzeitig fing er nun planmäßig damit an, die Abende, die Samstagnachmittage und die Sonntage zu einem zweiten Leben auszubauen, in welchem er sich von der mechanischen Eintönigkeit seines beruflichen Tuns erholte. Er richtete sich eine hübsche kleine Wohnung ein, er aß in verschiedenen Gaststätten der Stadt, um auch hierin im Genuße einer bekömmlichen Ungebundenheit zu bleiben, er verbrachte zwei Abende der Woche abwechselnd mit zwei Freunden, einem Kunstmalern und einem Architekten, und da er der Ansicht war, daß der Mensch von Natur ein soziales Wesen sei, fand er sich bereit, auch im Vereinsleben der Stadt den ihm zusagenden Part zu übernehmen. Dabei war er darauf bedacht, seinen besondern Neigungen zu leben und eine Zersplitterung der Kräfte nach Möglichkeit zu vermeiden. Er übte im Schützenverein sein scharfes Auge und seine sichere Hand, er frönte im Schachklub einer etwas überspizten Geistigkeit, er betrat als Mitglied einer kleinen Theatergesellschaft zuweilen die Bretter, die auch für ihn die Welt bedeuteten. Auf das Blatteis der Politik aber setzte Eusebius seinen Fuß nie, wie er denn überhaupt allen Cliques und Zirkeln abhold war, die sich mit Weltverbesserung befaßten.

Seine Welt bedurfte keiner Verbesserung und was die Welt der andern betraf, so mochte ein jeder für sich selbst zum rechten sehen. So sah Eusebius sein Leben reich und schön dahinfließen, vergleichbar einem Flusse im Grünen, nicht zu tief, nicht zu breit, eingebettet in den Schmutz abwechslungsreicher Uferpartien, die jeder Stunde ihren besonderen Zauber und jedem Tag seine eigene Kurzweil schenkten.

Die Jahre kamen, die Jahre gingen. Eusebius trat über die Schwelle seines sechsten Lebensjahrzehnts als ein Mann, dessen gepflegte Erscheinung aus dem Stadtbilde nicht wegzudenken war und dessen Urteil bei seinen Mitbürgern etwas galt. Da er sich immer einer robusten Gesundheit erfreut hatte, dachte er weder an Schonung noch daran, den Kreis seines Wirkens enger zu ziehen. Ja, er erlebte zu allem übrigen noch die Genugtuung, daß man ihm eines Tages den Posten eines Direktors seiner Bank antrug. Als er aber nach einigem Zögern dankend ablehnte, wurde ihm dieser Verzicht übel vermerkt. Ihm selbst ging es dabei einzig darum, von seinen alten Tagen eine Bürde fernzuhalten, deren Gewicht ihn mehr drücken als beglücken würde. Es war in der Tat so, daß Eusebius ab und zu sich bereits Gedanken über das Alter machte. Er hatte von jeher die Meinung vertreten, daß nicht die lange Dauer des Menschenlebens, sondern seine gerüttelte Fülle das einzig Erstrebenswerte sei,

und obgleich er immer noch mit jeder Faser am Dasein hing, wünschte er für seine Person nichts sehnlicher als einen möglichst rechtzeitigen und beschwerdelosen Abgang aus den Gefilden dieser Zeitlichkeit.

Es war eine mehr als merkwürdige Fügung, daß Eusebius vom Schicksal auch diese Gunst zugebilligt bekam. Je höher er in den Jahren ging, um so rühriger und beweglicher tat er sich in seinem Leben um. Eines Abends aber, nachdem er sich vor dem Ausgehen noch für ein halbes Stündchen niedergelegt hatte, setzte sein Herzschlag plötzlich aus, und es ereignete sich für ihn das Wunderbare, daß er mitten in der Kurzweil seiner Lebensbetriebsamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes ausbrannte und erlosch.

Eusebius hatte für eine dezente Bestattungsfeier beizeiten vorgesorgt; auch daran sollte es nicht fehlen. An seinem Sarge war mehrfach von dem wohlproportionierten Kunstwerk eines Lebens die Rede, das seinesgleichen suche und schlechthin klassisch zu nennen sei. Daß die einsame Fußspur dieses Lebens gleichsam in einer Sackgasse auslief und weder von Kindern noch von Enkeln weitergetreten wurde, dessen tat man keine Erwähnung. Auch schien es niemandem aufzufallen, daß an Eusebius' Grabe kaum ein Auge feucht wurde und nicht eine einzige Träne rann...

D E R H E R B S T

Und wieder ist des Herbstes Tod zu schwer,
Der Niedergang der Früchte nicht zu fassen,
Der Farben Wechsel, Sterben und Erblassen,
Des Tages Scheiden und der Wolken Meer.

Und wieder ist die Einsamkeit zu gross
Und unfassbar des Morgennebels Tränen,
Des innern Blutgangs Leidenschaft und Sehnen
Liegt aufgetan als Schale viel zu bloss.

Und wieder sträuben wir uns gegen Tod
Und gegen dieses Kalt- und Müdesein,
Und schlafen doch mit Herbst und Abend ein,
Vergilben in der Rebe Purpurrot.

Und werden wie die Strassen kalt und leer.
Die Hände schlummern ein in den Gebärden
Und werden matt. Und ohne viel Beschwerden
Ergreift weitem der Herbst die Macht auf Erden
Und rauscht im Blut, im Wind und Blättermeer.

J o h a n n a B ö h m